

Aus:

María do Mar Castro Varela, Nikita Dhawan

Postkoloniale Theorie

Eine kritische Einführung

(2., komplett überarbeitete und erweiterte Auflage)

April 2015, 376 Seiten, kart., 24,99 €, ISBN 978-3-8376-1148-9

Postkoloniale Theorie zielt darauf ab, die verschiedenen Ebenen kolonialer Begegnungen in textlicher, figuraler, räumlicher, historischer, politischer und wirtschaftlicher Perspektive zu analysieren.

Diese Einführung eröffnet das weite und dynamische Feld postkolonialer Theoriebildung über eine kritische Debatte der Schriften der drei prominentesten postkolonialen Stimmen – Edward Said, Gayatri Spivak und Homi Bhabha. Die stark überarbeitete und aktualisierte zweite Auflage unterzieht insbesondere die neuen Schriften Spivaks und Bhabhas einer kritischen Würdigung, setzt sich aber auch ausführlich mit den gegenwärtigen Diskussionen um Globalisierung, Religion, Menschenrechte, transnationale Gerechtigkeit, internationales Recht, Entwicklungspolitiken und Dekolonisierung auseinander.

María do Mar Castro Varela (Dr. rer. soc.), Diplom-Psychologin, Diplom-Pädagogin und promovierte Politikwissenschaftlerin, ist Professorin für Allgemeine Pädagogik und Soziale Arbeit an der Alice Salomon Hochschule in Berlin.

Nikita Dhawan (Dr. phil.) ist Professorin für Politikwissenschaft an der Leopold-Franzen Universität Innsbruck und Direktorin des Frankfurt Research Center for Postcolonial Studies, Exzellenzcluster »Die Herausbildung normativer Ordnungen«, Goethe Universität Frankfurt am Main.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/978-3-8376-1148-9

Inhalt

Vorwort zur 2. Auflage | 7

Vorwort zur 1. Auflage | 11

Danksagung | 14

I. Kolonialismus, Antikolonialismus und postkoloniale Studien | 15

Kolonialismus und Imperialismus | 20

Postkolonialismus *avant la lettre* | 40

Antikolonialer Widerstand und die Frage des Nationalismus | 42

Religion, Säkularismus und Empire | 54

Verwobene Vermächtnisse: Kolonialismus und der Holocaust | 74

Das Globale und das Postkoloniale | 78

II. Edward W. Said – Der orientalisierte Orient | 91

Das Gründungsdokument postkolonialer Theorie: *Orientalism* | 96

Die Orientalismus-Kontroverse | 104

Nach *Orientalism*: Kultur und Imperialismus | 119

»Travelling Theories« – Wenn Theorien reisen | 129

»Weltlichkeit« und »säkulare Kritik« | 134

Intellektueller Aktivist: Palästina und Exil | 140

III. Gayatri Chakravorty Spivak –

Marxistisch-feministische Dekonstruktion | 151

(Post-)Kolonialismus und der literarische Text | 156

Privilegien verlieren: Imperialistischer Feminismus und die

›Dritte-Welt-Frau‹ | 163

Marxismus überdacht | 166

Dekonstruktive Strategien | 177

Masterwords – oder über die Macht, zu bezeichnen | 183

Kann die Subalterne sprechen? | 186

Subalterne und Intellektuelle | 200

Europäische Aufklärung und affirmative Sabotage | 201
Unrecht richten: Alterglobalisierung und epistemischer Wandel | 204
Widersprüche und Selbstkritik | 214
Arbeiten ohne Garantien | 217

IV. Homi K. Bhabha – Mimikry, Hybridität und Dritte Räume | 219

Ängstlichkeit, Macht und Stereotyp | 222
Die Macht der Machtlosen? – Hybridität und Mimikry | 229
Performanz, Subjektivierung und Handlungsmacht:
Verhandlungen und Widerstandsformen | 237
Kulturelle Differenz und Dritter Raum | 247
Postkoloniale Gegenmoderne – Verhandlungen an der Grenze | 250
Die Nation erzählen: Migration, Kolonialismus und
Zugehörigkeit | 255
Kulturelle Rechte und *vernacular cosmopolitanism* | 261
Demokratie de-realisieren | 266
Bhabha im Kreuzfeuer der Kritik | 268

V. Postkoloniale Theorie kritisch betrachtet | 285

Die postkoloniale Theorieindustrie | 286
Politik der Verortung | 289
»Dritte-Welt-Marxismus« kontra »Erste-Welt-Postmodernismus«? | 296
Intersektionalität und soziale Gerechtigkeit | 298
Was ist wirklich neu an postkolonialer Theorie? | 307
Interessenkonflikte: Migrantischer Aktivismus versus
internationale Arbeitsteilung | 309
Dekolonial versus postkolonial | 318
Universalismus versus Differenz | 326

VI. Postkoloniale Utopien und die Herausforderung der Dekolonisierung | 339

Literatur | 341

Bildnachweis

»Tipu's Tiger«, emblematic organ, 1790. Victoria and Albert Museum London.
»Tipu's Tiger« ist ein Musikautomat, der für Tipu – von 1782-1799 der Sultan von Mysore in Südindien – angefertigt wurde. Die geschnitzte und bemalte Holzbox repräsentiert einen brüllenden Tiger, der einen britischen Soldaten angreift. Dazu macht die Box entsprechende Geräusche. Der Tiger ist gleichzeitig Tipus persönliches Emblem und deutet auf den Hass gegen die britische East India Company.

Vorwort zur 2. Auflage

Seit der ersten Auflage der vorliegenden Einführung in die postkoloniale Theorie (2005) haben sich postkoloniale Ansätze im deutschsprachigen Raum weiter ausgebreitet und sind aus kritischen Perspektiven nicht mehr wegzudenken. Im angloamerikanischen Raum hingegen ist die postkoloniale Theorie innerhalb der Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften nicht nur angekommen, sondern hat sich tatsächlich etabliert. Die prominenten Namen, die mit dieser Theorierichtung assoziiert werden, werden hofiert. Viele besetzen nun einflussreiche Positionen – zumeist an US-amerikanischen Universitäten.

Kritik an postkolonialen Theorieperspektiven ist zwar weiterhin vernehmbar, aber eine grundsätzliche Hinterfragung findet kaum noch statt. Eine enorme Dynamik hat sich entfaltet: Studien, die die Paradigmen, Konzepte und Strategien der postkolonialen Theorie zum Einsatz bringen, sind zahlreich. Sie behandeln so diverse Themen, dass die Sammelbände, die immer wieder herausgegeben werden, die Vielfalt kaum zu bündeln in der Lage sind. Im Gegenteil: Jeder Band ist von Lücken gekennzeichnet.

Diese zweite Auflage der Einführung sollte eigentlich lediglich durch die Nachzeichnung einiger Entwicklungen ergänzt werden. Zudem sollten die Neuerscheinungen von (beziehungsweise zu) Said, Spivak und Bhabha besprochen werden und Fehler, die sich bei der ersten Auflage eingeschlichen hatten, korrigiert werden. Angedacht war dies schon vor einigen Jahren und es war unter anderem die unglaubliche Fülle des zu bearbeitenden Materials, die das Erscheinen der zweiten Auflage immer wieder nach hinten verschoben hat. Wir haben nun versucht, einen querschnittsartigen Einblick in die postkoloniale Theorie zu eröffnen – in der Hoffnung, dass sich Lesende finden, die hier Themen und Fragestellungen entdecken, die sie in ihrer wissenschaftlichen und politischen Arbeit weiterverfolgen möchten.

Die zunehmende Anerkennung postkolonialer Perspektiven hat auch dazu geführt, dass wir beide zahlreichen, oft internationalen Einladungen gefolgt sind und eine große Anzahl von Aufsätzen zu spezifischen Themen der postkolonialen Theorie auf Anfrage verfasst haben. Auch dies hat dazu beigetra-

gen, dass der Band erst jetzt vorliegt. Andererseits hat dies auch unser Verständnis des postkolonialen Projekts deutlich erweitert.

Unter anderem die Einladungen zu Aufenthalten an die Pusan Universität in Südkorea, an das Institute for International Law and the Humanities der Universität Melbourne in Australien, an das Program of Critical Theory, University of California, Berkeley und Columbia University, New York, USA, an die Universität La Laguna auf Tenerife, Spanien und an die Universität Costa Rica haben uns die Möglichkeit gegeben, unsere Thesen vorzustellen und mit internationalen Kollegen und Kolleginnen und Studierenden intensiv zu diskutieren. Wir möchten uns an dieser Stelle dafür ganz herzlich bei allen Beteiligten bedanken. Die zahlreichen Gespräche mit Gayatri Chakravorty Spivak haben uns zudem immer wieder herausgefordert und unser Denken geschärft.

2009 hat Nikita Dhawan das *Frankfurt Research Center for Postcolonial Studies* (FRCPS) im Rahmen des Exzellenzcluster *Die Herausbildung normativer Ordnungen* an der Goethe-Universität Frankfurt am Main begründet, welches sie bis 2016 leiten wird. Das FRCPS hat seit 2009 unermüdlich prominente postkoloniale Theoretiker/-innen nicht nur aus den USA, sondern auch aus Lateinamerika, Afrika und Asien eingeladen, um über postkoloniale Themen auf hohem Niveau zu diskutieren. Das etablierte Kolloquium bot zudem jungen Wissenschaftler/-innen, die zum Teil noch isoliert an deutschsprachigen Hochschulen zu postkolonialen Themen arbeiten, einen Raum zum konstruktiven Austausch. Vieles, was wir in dieser neuen Auflage vorlegen, verdanken wir Anregungen, die wir aus Diskussionen bei Veranstaltungen des FRCPS – Kolloquien, Tagungen, Konferenzen etc. – gezogen haben. Mit der Demontage von Forschungsinstitutionen wie das FRCPS bleibt die Dekolonisierung deutschsprachiger Universitäten und akademischer Diskurse eine große Herausforderung. Der Widerstand gegen die Institutionalisierung postkolonialer Kritik und die Integrierung eurozentrismuskritischer Theorien muss, wie wir meinen, grundsätzlich thematisiert werden.

Es bleibt zu wünschen, dass an den Hochschulen mehr Räume geschaffen werden, die die konstruktive Debatte über kritische Ansätze ermöglichen.

Darüber hinaus möchten wir aber auch namentlich diejenigen danken, die das Manuskript unter anderem lektoriert, Übersetzungen angefertigt oder die Literaturangaben überprüft haben. Ohne sie wäre die 2. Auflage sicher immer noch ein Vorhaben. Wir danken Zubair Ahmad, Susanne Bernhart, Elisabeth Fink, Luisa Hoffmann, Joanna James, Anna Krämer, Johanna Leinius, Rirhandu Mageza-Barthel, Anna Millan, Regina Röder und Aylin Zafer.

Für anregende Diskussionen danken wir ganz herzlich unseren Kollegen und Kolleginnen Shalini Randeria, Judith Butler, Dipesh Chakrabarty, Angela Davis, Ilan Kapoor, Wendy Brown, Ann Laura Stoler, Tejaswini Niranjana, Meyda Yeğenoğlu, Ursula Apitzsch, Uta Ruppert, Kira Kosnick, Sundhya Pahuja,

Ratna Kapur, Malathi de Alwis, Diane Ott, Tamara Musfeld, Uta-Maria Walter, Gülay Çağlar, Bélen Martín Lucas, Eva Darias Beutell, Marianna Scarfone, Jamila Mascot, Roxana Reyes, Marwa Arsanios, Liliana Feierstein, Lena Levinas, Aditya Bharadwaj, Emma Wolukau-Wanambwa, Sultan Doughan, Fouziehya Towghi, Ursula Scheidegger, Teresa Orozco, Gabi Rosenstreich und Randi Elin Gressgård.

Wir danken aber auch Karin Werner vom transcript Verlag, die uns dazu motiviert hat, eine zweite Auflage anzufertigen und eine unendliche Geduld mit uns gezeigt hat, die heutzutage im Verlagswesen nicht mehr selbstverständlich ist. Für das Lektorat des Manuskripts danken wir zudem Kai Reinhardt.

*Berlin/Frankfurt am Main im Januar 2015,
María do Mar Castro Varela und Nikita Dhawan*

Vorwort zur 1. Auflage

Im Jahre 1883 veröffentlicht der bekannte deutsche Orientalist Friedrich Max Müller unter dem Titel *India, what can it teach us?* seine Vorlesungen für die britischen Bewerber in den *Indian Civil Service (ICS)*. Das Buch gilt als eines der besten Beispiele für das, was Edward Said als die »Orientalisierung des Orients« bezeichnet hat. Als deutscher Orientexperte wurde Müller 1847 von der *East India Company* unter Vertrag genommen, um die *Rigveda*¹ aus dem Sanskrit ins Englische zu übersetzen und sorgfältig zu systematisieren. Müller, der nie einen Fuß auf indischen Boden gesetzt hat, zählte zu den einflussreichsten Indologen. Trotz diesem und vieler anderer Beispiele hielt sich lange Zeit das Vorurteil, im deutschsprachigen Kontext sei postkoloniale Theorie kaum von Relevanz, da weder Deutschland noch Österreich – und noch weniger die Schweiz – historisch zu den großen Kolonialmächten gehört haben. Stabilisiert wurde diese Annahme durch Argumente, die unerfreulicherweise von einigen Vertretern der postkolonialen Theorie selbst geliefert wurden. Edward Said hat sich z.B. in seiner berühmten Studie *Orientalism* gegen eine Analyse des spezifisch deutschen Orientalismus ausgesprochen und dies damit begründet, dass Deutschland nie eine imperiale Pioniermacht und insofern im Unterschied zu der »anglo-französisch-amerikanischen Erfahrung des Orients« nur nachrangig gewesen sei (Said 1978: 16ff.). Im Gegensatz dazu führt Gayatri C. Spivak aus, dass »Deutschland« kulturell und intellektuell gesehen im 19. Jahrhundert eine der Hauptquellen sorgfältigster orientalistischer Gelehrsamkeit darstellte – gingen doch von diesem geopolitischen Ort eine Vielzahl autoritative, mit universellen Ansprüchen ausgestattete orientalistische Erzählungen aus (Spivak 1999a: 8). Ob nun Kant, Hegel oder Marx – die Produktionen dieser philosophischen Autoritäten, die Spivak zu Recht als Quelltexte »einer europäischen ethisch-politischen Selbstrepräsentation«

1 | Die *Rigveda* ist der älteste Teil der vier Veden und zählt zu den wichtigsten Schriften des Hinduismus. Sie gilt als die älteste mündlich überlieferte Textsammlung Indiens und ist ca. 1000 Jahre vor unserer Zeitrechnung entstanden.

(ebd.: 9) bezeichnet hat, haben keinen spezifisch akademisch kontrollierten Imperialismus installiert oder konsolidiert.

Als kritische Intervention, die interdisziplinär denkt und eine immense Bandbreite an Themen bearbeitet, ist postkoloniale Theorie zweifelsohne von außerordentlicher Relevanz für aktuelle politische Auseinandersetzungen. Die akademischen Wortgefechte reflektieren dabei die politischen Debatten, die mit dem Beginn einer weltumspannenden Antiglobalisierungsbewegung ein neu erwachtes Interesse an imperialer Herrschaft, Neokolonialismus und Migrationsbewegungen hervorgebracht haben. Wir haben es hier mit einer spannenden Pendelbewegung zu tun, bei der auf der einen Seite Theorie politisiert wird, um auf der anderen Seite neue Politisierungsformen über theoretische Debatten zu erschließen. Postkoloniale Theorie untersucht dabei sowohl den Prozess der Kolonisierung als auch den einer fortwährenden Dekolonisierung und Rekolonisierung. Die Perspektive auf den (Neo-)Kolonialismus beschränkt sich dabei nicht auf eine brutale militärische Besetzung und Ausplünderung geographischer Territorien, sondern umfasst auch die Produktion epistemischer Gewalt.

Theoretisch zeigt sich der Postkolonialismus vor allem stark durch marxistische und poststrukturalistische Ansätze beeinflusst. Während poststrukturalistische Herangehensweisen zur Kritik an westlichen Epistemologien und zur Theoretisierung einer eurozentrischen Gewalt beigetragen haben, schafft die marxistische Perspektive eine Basis für eine Kritik, welche die internationale Arbeitsteilung² und die aktuellen Prozesse des Neokolonialismus und der Rekolonisierung in den Blick nimmt. Postkoloniale Theorie gilt als die kontinuierliche Verhandlung dieser beiden scheinbar gegensätzlichen Erkenntnismodi. Allerdings kann kaum von einer einheitlichen, wohl strukturierten Theorie gesprochen werden, denn unter dem Etikett werden durchaus unterschiedliche Theoretiker/-innen, die sich zudem in einem kontinuierlichen Schlagabtausch zu befinden scheinen, zusammengefasst.

Das vorliegende Buch bietet einen ersten Überblick über die aktuellen Diskussionen innerhalb postkolonialer Theorie. Dafür werden die drei prominentesten Figuren – Edward W. Said, Gayatri C. Spivak und Homi K. Bhabha – und

2 | Die internationale Arbeitsteilung zeigt die kapitalistische Beziehung zwischen den Ländern des globalen Südens und Nordens auf. Während der Norden Kapital in Ländern des Südens investiert, stellen diese Standorte für Investitionen aus dem Norden bereit. Sie bleiben nicht nur gekennzeichnet durch niedrige soziale und ökologische Standards, sondern stellen zudem auch genügend ausbeutbare Arbeitskraft bereit. Die Verlagerung von Produktionsstätten in so genannte Billiglohnländer des globalen Südens stabilisiert dabei kontinuierlich die internationale Arbeitsteilung, die eine direkte Folge des Kolonialismus darstellt und von der alle im Norden verorteten Menschen mehr oder weniger profitieren.

ihre wichtigsten Konzepte – etwa »Orientalismus«, »Subalterne« und »Hybridität« – exemplarisch dargelegt. Die diversen theoretischen Betrachtungen dieser drei Literaturwissenschaftler/-innen bilden u.E. einen guten Startpunkt in postkoloniale Debatten. Darüber hinaus sollen die grundsätzlichen Begrifflichkeiten wie etwa »Kolonialismus«, »Imperialismus« und »Postkolonialismus« und die wichtigsten Kontroversen um postkoloniale Theorie präsentiert werden.

Es brauchte seine Zeit, bis im deutschsprachigen Kontext von einer merklichen Rezeption postkolonialer Theorie gesprochen werden konnte. Insoweit ließe sich zu Recht fragen, ob es zum jetzigen Zeitpunkt – wo sich diese langsam etabliert – sinnvoll ist, eine *kritische* Einführung vorzulegen. Ein solches Unternehmen riskiert – so ließe sich einwenden –, die Bedeutung postkolonialer Theorie anzuzweifeln, noch ehe sie sich einen Platz im kritischen Diskurs sichern konnte. Wir würden allerdings auf solcherlei Einwände mit Spivak entgegen, dass die ernsthafteste Kritik immer diejenige ist, die etwas Nützliches kritisiert. Die Anstöße, die aus der Richtung postkolonialer Theorie kommen, sind nicht nur wissenschaftlich fruchtbar, sondern auch politisch wichtig und notwendig, weswegen wir uns die Mühe gemacht haben, die signifikante politische und theoretische Kritik an ihr zusammenzutragen. Der von nicht wenigen im deutschsprachigen Raum an den Tag gelegte Enthusiasmus und die damit häufig einhergehende unreflektierte Vereinnahmung postkolonialer Konzepte für partikuläre politische Interessen erscheinen uns beachtenswert. Aus diesen Gründen haben wir uns bei der Vorstellung postkolonialer Theorie dazu entschieden, nicht nur die bedeutsamsten Argumente, sondern auch kontroverse Stimmen zu Wort kommen zu lassen. Anstatt also eine allzu simple Zelebrierung von Postkolonialität zu präsentieren, haben wir auch der anderen Seite der Debatte – der Kritik an den einzelnen theoretischen Positionen – Raum gewährt, so dass sich beim Lesen des Buches die Bandbreite von Meinungen, Positionen und Perspektiven erschließt. Dies soll nicht nur zu einem besseren Verständnis von postkolonialer Theorie beitragen, sondern auch die Lebendigkeit und Ernsthaftigkeit der Verhandlungen dokumentieren.

Bedauerlicherweise sind viele postkoloniale Studien und Essays bisher nicht ins Deutsche übertragen worden, so dass die Teilnahme an den spannenden und kontroversen Auseinandersetzungen auf die Gruppe der englischsprachigen Leser- und Zuhörerschaft beschränkt ist. Deswegen ist ein Ziel dieses Buches, postkoloniale Interventionen im deutschsprachigen Kontext zu vitalisieren. Wir verbinden damit nicht nur die Hoffnung, dass die Gruppe der Interessierten an postkolonialer Theorie erweitert, sondern auch, dass der postkoloniale Diskurs pluralisiert wird. Wie jede kritische Theorie lebt auch die postkoloniale Theorie von der Debatte. Thesen werden präsentiert und sogleich angegriffen und hinterfragt. Es ist in den Zwischenräumen der Dispute, wo sich unserer Ansicht nach Möglichkeiten des Widerstands bieten und sich

neue Politikformen finden lassen – und nicht in den zu ›Wahrheit‹ gefrorenen Argumenten dieser Autorin oder jenes Autors. In diesem Sinne plädieren wir mit Spivak für »Freiheit für den Widerspruch« (Spivak 1999b: 39).

DANKSAGUNG

Ein Buch zu schreiben ist wie eine indische Hochzeit – es ist unmöglich, dabei *alle* glücklich zu machen! Sedef Gümen, Antke Engel, Vathsala Aithal, Gisela Ott-Gerlach, Meher Bhoot, Stephan Bundschuh, Tülay Arslan, Birgit Jagusch, Güler Arapi, Irene Franken, Eri Park, Liliana Feierstein, Anja Weiß, Sylvia Nagel, Silvia Osei, Uschi Wachendorfer, Jyoti Sabharwal, Nutan Sarawagi, Priyadarshi Jetli, Nina Gantert, Shwetha Rao, Rahul Warke und unsere Eltern Estrella Varela Pazos, Carlos Castro Pena, Nimmi und Suresh Dhawan haben wir, so hoffen wir zumindest, glücklich gemacht! Wir danken ihnen ganz herzlich für die liebevolle, freundschaftliche und kritische Begleitung dieses Projekts.

Dem transcript Verlag danken wir für das entgegengebrachte Vertrauen und die gute Betreuung!

Köln im März 2005,

María do Mar Castro Varela und Nikita Dhawan

I. Kolonialismus, Antikolonialismus und postkoloniale Studien

»Wir leben alle in einer postkolonialen Welt, nicht nur jene Menschen in und aus ehemals kolonisierten Gebieten.« (Eckert/Randeria 2009: 11)

Trotz aller Versuche der Klärung bleibt der Begriff »postkolonial« unscharf und heiß debattiert. Beschrieb er in den 1970er Jahren noch die Lage ehemaliger Kolonien, die die Unabhängigkeit von der kolonialen Herrschaft errungen hatten, so wurde er in den 1980ern ausgeweitet und bezeichnete fortan alle kolonisierten Regionen und Gemeinschaften – und zwar vom Moment der Kolonisierung bis hin zur Gegenwart (vgl. Ashcroft/Griffiths/Tiffin 1989: 2). Die Perspektiven und Herangehensweisen, die mit postkolonialer Kritik assoziiert werden, finden dabei auch Anwendung auf die Bedingungen so genannter »interner Kolonien« innerhalb des Westens – etwa Schottland, Irland und Wales (vgl. etwa Young 2001). Auch postsozialistische Studien wurden durch diese inspiriert (vgl. etwa Todorova 2009). Auf ein Problem mit dem Begriff »postkolonial« weist Ania Loomba hin, die nicht nur das Präfix »post« problematisiert, sondern auch den Terminus »kolonial« in »postkolonial« als Bezeichnung aller vormals kolonisierten Länder. Damit werden, so Loomba, die reichen Traditionen, Ideologien und Geschichten dieser Länder verleugnet – als seien sie erst mit dem Kolonialismus entstanden und nur durch denselben überhaupt bedeutsam (vgl. 1998: 17). Dagegen wertet etwa der nigerianische Historiker Jacob Ade Ajayi die »Kolonialperiode [...] lediglich [als] eine ›Episode‹ im langen Kontinuum der afrikanischen Geschichte« (Eckert 2006: 60). Kolonialismus hat nicht auf einer *Tabula rasa* stattgefunden. Wenngleich die präkolonialen Geschichten heute schwer nachzuzeichnen sind – gegeben hat es sie. Dies impliziert, dass die präkolonialen Strukturen in die kolonialen hineingewirkt haben. Shalini Randeria spricht in diesem Zusammenhang von »verwobenen Geschichten« (*entangled histories*, Conrad/Randeria 2002: 17) und beschreibt damit eine relationale Perspektive, die die Unmöglichkeit aufzeigt, eine Geschichte des Westens ohne die Geschichte der kolonisierten Länder zu

schreiben und *vice versa*: »[D]ie moderne Geschichte [ist] als ein Ensemble von Verflechtungen aufzufassen.« (Ebd.) Postkoloniale Theorie nimmt gewissermaßen die Herausforderung einer solchen transnationalen Geschichtsschreibung ernst. Folgerichtig untersucht sie Kolonialismus und Imperialismus als ein europäisches wie außereuropäisches Gesamtphänomen.¹

Postkolonialismus kann dabei nicht einfach als etwas gedacht werden, dass ›nach‹ dem Kolonialismus eingetreten ist, sondern muss als eine Widerstandsform gegen die koloniale Herrschaft und ihre Konsequenzen betrachtet werden. Anstatt also Geschichte als lineare Progression zu betrachten, wendet sich postkoloniale Theorie den Komplexitäten und Widersprüchen historischer Prozesse zu. Und so komplex, wie sich die Kolonisierung und ihre Folgen zeigen, so kompliziert und uneindeutig stellen sich selbstverständlich auch Dekolonisierungsprozesse dar. Soll »postkolonial« nicht nur einen technischen Machttransfer andeuten, so verlangt dies danach, die Brüche und Widersprüche insbesondere der Dekolonisierungsprozesse herauszuarbeiten (vgl. Loomba 1998: 10).

Zudem ist der Prozess der Dekolonisierung ein kontinuierlicher, der sich jedoch nicht als fortschreitend darstellen lässt. Neokolonialismus (siehe Nkrumah 1965) und Rekolonisierungstendenzen zeigen vielmehr an, dass der Kolonialismus immer neue Wege findet und Strategien entwirft, um sich die Ressourcen der vormals kolonisierten Länder zu sichern. Kolonialismus ist damit nicht ausschließlich Stoff für staubige Geschichtsbücher, denn spezifische Unterdrückungsformen sind durchaus weiterhin aktuell, während andere immer wieder revitalisiert werden. Dasselbe gilt im Übrigen für die facettenreichen Widerstandskämpfe innerhalb des globalen Südens und auch in den Metropolen der imperialen Mächte. Ein uniformes Verständnis von Postkolonialität ist mithin wenig sinnvoll. Vielmehr verlangt die vorgelegte Diagnose nach einer Kontextsensibilität beim Gebrauch des Begriffes »postkolonial«. Konkurrierende oder supplementierende Begriffe wie »antikolonial« (etwa Fanon 1981 [1961]), »dekolonial« (etwa Mignolo 2007) oder »tricontinental« (Abdel-Malek zit. in Young 2001: 5) zielen in ihren Grundannahmen auf ähn-

1 | In der Herangehensweise finden sich durchaus Parallelen zur Global- bzw. Weltgeschichte, die sich in Deutschland zu Beginn des 21. Jahrhunderts zu etablieren beginnt. In seinem über 1.500-Seiten starken Buch zur Geschichte des 19. Jahrhunderts bemerkt Jürgen Osterhammel, dass es dieser darum gehe, »Eurozentrismus« wie jede andere Art von naiver kultureller Selbstbezogenheit [zu] überwinden« (Osterhammel 2011: 19). Auch die *histoire croisée* (Verflechtungsgeschichte) bietet einen ähnlichen Zugang. Diese versucht die Ansätze der komparativen Sozialgeschichte zu überwinden und stattdessen eben die Verflechtungen zu fokussieren, indem sie eine multiperspektivische transnationale Geschichtsschreibung stark macht (siehe Werner/Zimmermann 2002).

liche Phänomene und Problemfelder: Einerseits wird der noch aktuelle Eurozentrismus in den Wissenschaften und Alltagsvorstellungen *vis-à-vis* des globalen Südens angegriffen (siehe zu Eurozentrismus etwa Wallerstein 1997). Andererseits wird die nicht vollendete Dekolonisierung thematisiert und ein Blickwechsel auf Geschichte und Politik angemahnt – vom globalen Norden hin zum globalen Süden. Unterschiede bestehen vor allem in der Frage, *wie* dieses politische Unternehmen effektiv und möglichst inklusiv zu entwickeln sei. Das Schlüsselmanöver ist jedoch bei all diesen Ansätzen »Intervention«, wie dies Graham Huggan in seiner Einleitung zum *Oxford Handbook of Post-colonial Studies* (2013: 12) schreibt: »Postkoloniale Theorie interveniert in die eurozentrischen Narrative und die damit zusammenhängende Amnesie Europas, um hegemoniale Strukturen zu transformieren.«²

Die koloniale Diskursanalyse als wichtiger Teil postkolonialer Theorie repräsentiert einen neuen Weg, Kolonialgeschichte zu lesen, werden hier doch sowohl kulturelle als auch ökonomische Prozesse als sich bedingende Formationen des Kolonialismus betrachtet. Eines der Ziele solcher Analysen ist deswegen, über die Untersuchung der Überschneidungen von Ideen und Institutionen – etwa Wissen und Macht im Sinne Foucaults – den Blickwinkel kolonialer Studien zu erweitern. Neben den offenkundigen materiellen Seiten kolonialer Herrschaft wird die gewaltvolle Macht der Repräsentation untersucht. Die koloniale Diskursanalyse insistiert dabei darauf, dass Literatur nur verstanden werden kann, wenn sie gemeinsam mit Geschichte, Politik, Philosophie, Sozialwissenschaften und anderen Disziplinen betrachtet wird. Die scheinbar fixierten Grenzen zwischen Text und Kontext werden radikal problematisiert, um daran die Kontinuitäten von Repräsentationsformen der Kolonisierten und die Praktiken (neo-)kolonialer Macht aufzeigen zu können (vgl. Moore-Gilbert 1998: 8).

Das Aufkommen postkolonialer Studien knüpft dabei an zwei Momente an: zum einen an die Geschichte der Dekolonisierung sowie die Problematisierung dominanter »Rassen-, Kultur-, Sprach- und Klassendiskurse durch die intellektuellen Aktivistinnen und Aktivistinnen anticolonialer Kämpfe und zum anderen an die Revolutionierung westlich intellektueller Traditionen, welche die gängigen Konzepte von Macht, Subjektivität und Widerstand herauszufordern wussten. Diese zwei Diskurse scheinen sich nur auf den ersten Blick zu widersprechen. Sie bilden *de facto* eine dynamische Einheit (vgl. Loomba 1998: 20; Rangan/Chow 2013). Unter »Postkolonialität« wird in der Folge ein Set diskursiver Praktiken verstanden, die Widerstand leisten gegen Kolonialismus, kolonialistische Ideologien und ihre Hinterlassenschaften (vgl. Adam/Tiffin 1991: vii). Die daraus entstandene postkoloniale Theorie umfasst eine Vielfalt

2 | Alle Zitate aus englischen Originaltexten wurden von den Autorinnen ins Deutsche übertragen.

methodologischer Herangehensweisen, die in einem ausgedehnten interdisziplinären Feld und in den unterschiedlichsten Institutionen zur Anwendung kommen (siehe etwa Schwarz/Ray 2000; Huggan 2013). Fernerhin beschäftigt sie sich heute längst nicht mehr nur mit den Wirkungen der Kolonisierung, sondern bezieht auch die aktuell bestehenden neokolonialen Machtverhältnisse und die diversen »kulturellen Formationen«, die in Folge von Kolonisierung und Migration in den Metropolen entstanden sind, in ihre Analysen ein. Die Verschiebung von »Dritter Welt« zur »Postkolonie« hat dabei zu einer entscheidenden Veränderung der Debatte beigetragen (siehe etwa Mbembe 2001).

Trotz der verspäteten Rezeption³ sowie der komplexen Geschichte der postkolonialen Kritik in den westlichen Akademien, hat diese zweifelsfrei einen starken Einfluss auf gegenwärtige Modi der Kulturanalyse und Gesellschaftstheorie. Methodologisch bedient sich die postkoloniale Kritik hierfür – auch im Gegensatz zu anderen kolonialismuskritischen Ansätzen – vor allem bei der französischen Theorietradition. Stark rezipiert werden etwa die Schriften von Michel Foucault (1926-1984), Jacques Derrida (1930-2004) und Jacques Lacan (1901-1981). Dabei ist das Verhältnis zur »hohen Theorie« – wie es im anglophonen Sprachraum heißt – bei den drei in diesem Band Vorgestellten (Said, Spivak, Bhabha) durchaus different. Mag dies auch verwirrend sein, so sabotiert es doch die Möglichkeit der Vereinnahmung postkolonialer Theorie durch eine »Schule« oder »Richtung«. Dem britischen Literaturwissenschaftler Robert Young zufolge hat diese Herangehensweise eine neue Logik des historischen Schreibens hervorgebracht (1995: 163). Mit einer solchen Aussage setzt er sich im Übrigen von den vehementen Kritikern und Kritikerinnen postkolonialer Theorie ab, die den Einsatz der »hohen Theorie« beklagen (wie etwa Parry 2004: 23), da diese den antikolonialen Widerstand zu einer elitären Veranstaltung werden lasse, der nur wenige folgen könnten. Dagegen haben Young (1995: 163) zufolge Said, Spivak und Bhabha, die er als die »Heilige Dreifaltigkeit« (*Holy Trinity*) der postkolonialen Theorien bezeichnet, eine radikale Rekonzeptionalisierung der Beziehung zwischen Nation, Kultur und Ethnizität ermöglicht, die ohne Zweifel von weit reichender kultureller und politischer Bedeutung ist.

Neben anderen Faktoren ist es die Dominanz des englischsprachigen Kontextes, die dazu geführt hat, dass etwa »Lateinamerika« lange Zeit innerhalb der postkolonialen Theorie nur eine marginale Rolle spielte, obgleich schon sehr früh äußerst inspirierende Arbeiten aus dem Feld der Lateinamerikastu-

3 | So erschien der erste Sammelband zur postkolonialen Kritik *The Empire Writes Back*, herausgegeben von den Australiern Bill Ashcroft, Gareth Griffith und Helen Tiffin, erst im Jahre 1989.

dien⁴ kamen. Bereits Anfang der 1990er Jahren hat sich in den USA die *Latin American Subaltern Studies Group* gegründet, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Lateinamerikastudien mittels der postkolonialen Perspektive zu revidieren. Inspiriert durch die Arbeiten der *South Asian Subaltern Studies Group*, die sich bereits in den 1970er Jahren um den indischen Historiker Ranajit Guha gründete, beschäftigten sich die Mitglieder dieser Gruppe unter anderem mit der Übertragbarkeit von Konzepten wie etwa das der »Subalternität« auf die lateinamerikanische Situation (vgl. Rodríguez 2001: 6ff.). In diesem Sinne analysiert John Beverley (2004) in Anlehnung an Guha die subalternen Widerstandspraktiken der nicht-alphabetisierten indigenen Bevölkerung und führt als Beispiele die mexikanischen Zapatisten und die guatemalteki-sche Friedensnobelpreisträgerin Rigoberta Menchú an, die als Quiché-Maya geboren wurde, mit 23 Jahren die *Organisation zur Dokumentation und Anklage von Menschenrechtsverletzungen* mitgründete und 1992 den Friedensnobelpreis erhielt. Spannend sind die Studien vor allem dort, wo sie die Grenzen postkolonialer Theorie aufzuzeigen vermögen und neue Perspektiven einbringen (vgl. auch Castro-Gómez/Mendieta 1998). So verweist Walter Mignolo auf »lokale Sensibilitäten« und beschreibt einen lateinamerikanischen »Postkokzidentalismus«, dessen Anfänge er auf das Jahr 1918 datiert – als die meisten afrikanischen und asiatischen Ländern noch unter kolonialer Herrschaft waren. Zu den Theoretikern und Schriftstellern dieser Richtung zählt er unter anderem den Peruaner José Carlos Mariátegui (1894-1930), den Brasilianer Darcy Ribeiro (1922-1997) und den Kubaner Roberto Fernández Retamar (geb. 1930). Seiner Meinung nach artikulieren diese Autoren eine kritische Antwort auf das soziale und wissenschaftliche Projekt der Moderne im Zuge der imperialistischen Globalisierung. Die hier von Lateinamerikanern in Lateinamerika für Lateinamerikaner/-innen produzierten Diskurse vermögen die eurozentrische Epistemologie der Moderne zu durchbrechen, die schließlich das kolonialistische Projekt einer fortschreitenden Verwestlichung begleitet hat (vgl. Mignolo 1993, 2005).

Die Arbeiten der *Latin American Subaltern Studies Group* wurden allerdings sehr bald heftiger Kritik ausgesetzt. So klagt etwa Mabel Moraña die Gruppe eines »theoretischen Handels« (*theoretical trafficking*, Moraña 1998: 243) von der »Dritten Welt« in die »Erste Welt« an. Darüber hinaus bemerkt sie, dass die Dominierung der Lateinamerikastudien durch die US-amerikanischen Hochschulen ein weiteres Mal das hegemoniale Verhältnis der USA *vis-à-vis*

4 | In den USA haben die *Latin American Studies* (LAS) eine lange Tradition und wurden insbesondere in Zeiten des Kalten Krieges von der US-Regierung großzügig gefördert. Häufig wurde die enge Zusammenarbeit der universitären *Area Studies* mit den US-Regierungsabteilungen kritisiert. Ein etwas differenzierteres und dennoch kritisches Bild zeichnet Helen Delpar (2008).

›Lateinamerika‹ stabilisiert (ebd.). Aufgrund der starken Kritik von außen und internen Debatten löste sich die Gruppe im Jahre 2000 auf. Einige der damaligen Mitstreiter gehören heute zur Kerngruppe der dekolonialen Studien, die Dekolonisierungsprozesse von der Perspektive der »Kolonialität der Macht« (*coloniality of power*, Quijano 2000) aus untersuchen und im Gegensatz zu den meisten anderen postkolonialen Studien zentral Lateinamerika fokussieren.

Der Kampf um Dekolonisierung hat nicht nur verschiedene Strategien hervorgebracht und diverse Phasen durchlaufen, sondern auch unlösbare interne Kämpfe transparent werden lassen. Diese drehen sich immer wieder um Fragen der Repräsentation und der materiellen Dominanzverhältnisse wie auch um die Beziehung von Theorie und politischem Aktivismus. Aber auch die Frage nach der ›richtigen‹ Theorie wird immer wieder gestellt. Wie kann das (post-)koloniale Verhältnis beschrieben werden – unter Hinzuziehung marxistischer Paradigmen oder dekonstruktiver Lesarten? Wie kann anticolonialer Widerstand adäquat repräsentiert werden – durch die Analyse von Diskursen oder nur unter Hinzuziehung sozialistischer Beschreibungen von Unterdrückung? Ist es irreführend oder ein unzulässiger Euphemismus, von *Postkolonialismus* zu sprechen? Welche philosophischen Herangehensweise erscheinen sinnvoller: die Hermeneutik, die Systemtheorie, feministische oder poststrukturalistische Ansätze? Geht es um Supplementierung oder ein Entweder-Oder? Das sind nur einige wenige Fragen, die das Feld der postkolonialen Studien durchziehen und es dadurch so spannend und politisch sowie theoretisch herausfordernd machen.

KOLONIALISMUS UND IMPERIALISMUS

Obschon immer noch behauptet wird, postkoloniale Theorie hätte im deutschen Kontext keine wirkliche Bedeutung, da Deutschland nie eine große Kolonialmacht gewesen sei, hat die postkoloniale Theorie im deutschsprachigen Raum in den letzten Jahren zahlreiche Studien inspiriert und gerahmt. Parallel dazu hat auch die Beschäftigung mit der deutschen Kolonialgeschichte inner- und außerhalb der Hochschulen beachtlich zugenommen. Gründe hierfür sind sicherlich einerseits politische Debatten zum Kolonialismus, die in den Medien große Aufmerksamkeit erhielten: etwa die Klage der Herero gegen die Bundesrepublik Deutschland⁵ oder die Auseinandersetzungen um

5 | Die *Herero People's Reparations Corporation* reichte am 19. September 2001 Schadensersatzklagen über insgesamt vier Milliarden US-Dollar gegen die Bundesrepublik Deutschland, die Deutsche Bank, die Deutsche Afrika Linien (DAL) und den Baugeräte-Hersteller Terex ein. Die Herero benennen als Grund für die Klage Verstrickungen in Völkermord und Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Die Bundesrepublik

das Humboldt-Forum in Berlin, in dem Exponate aus dem Ethnologischen Museum Dahlem ausgestellt werden sollen. Die Kritiker/-innen sprechen von »Beutekunst«, die Befürworter/-innen von »preußischen Kulturbesitz«.

Es ist wahrlich problematisch, über das Ausmaß *direkter* kolonialer Interventionen einen Rückschluss auf die allgemeine Bedeutung des Kolonialismus⁶ für die einzelnen Nationalstaaten zu ziehen (vgl. Eckert/Wirz 2002)⁷, denn, wie die postkoloniale Theorie aufzeigen konnte, war es keiner Region dieser Erde möglich, den Wirkungen kolonialer Herrschaft zu entkommen. Aus diesem Grunde weisen nicht nur Deutschland und das heutige Namibia eine koloniale Beziehung auf, koloniale Diskurse und Praktiken haben auch in Ländern, die nie direkt kolonisiert wurden, tiefe Spuren hinterlassen. So war auch die Schweiz, die nie als Kolonialmacht aufgetreten ist, tief in den Sklavenhandel verstrickt (vgl. etwa David et al. 2005). Deutschland wiederum hat einerseits keinen kolonialen Einfluss von der Größe etwa Großbritanniens, Frankreichs oder Spaniens ausgeübt und gilt deswegen vielen als gescheiterte Kolonialmacht. Andererseits stellt der deutsche Historiker Winfried Speitkamp fest, dass das Deutsche Reich bis zum Vorabend des Ersten Weltkrieges ein koloniales Imperium – mit Kolonien in Afrika als auch in Nordostchina sowie im Pazifik – aufgebaut hatte, dass »hinter Großbritannien, Frankreich und die Niederlanden an vierter Stelle stand« (Speitkamp 2005: 39; siehe auch Conrad 2008: 22).

Der französische Jurist und Ökonom Arthur Girault (1865-1931), für den der Kolonialismus eine Frage der »Pflichterfüllung« war, kam kurz nach dem Ersten Weltkrieg zu dem Ergebnis, »das Festland der Erde sei zu etwa der Hälfte

Deutschland soll als Rechtsnachfolgerin des Deutschen Reiches belangt werden. Die frühere Reederei Woermann, die heutige Deutsche Afrika Linien (DAL), hatte lange Zeit ein Monopol auf den gesamten Warenverkehr zwischen dem Deutschen Reich und Südwestafrika. Sie transportierte unter anderem die notwendigen Soldaten, Pferde und Waffen nach Deutschland-Südwest, die den Genozid erst möglich machten. Die Klage hatte keine Aussicht auf Erfolg, brachte aber die Kolonialgeschichte Deutschlands wieder ins öffentliche Bewusstsein.

6 | Zumeist wird angenommen, dass das Wort ›Kolonialismus‹ sich von dem lateinischen *colonia* ableiten lässt, was so viel wie ›Farm‹ oder ›Siedlung‹ bedeutet und vom römischen Imperium zur Beschreibung ihrer Siedlungen in anderen Ländern diente. V.Y. Mudimbe (1988: 1) macht allerdings auf eine andere mögliche Etymologie aufmerksam: das lateinische Wort *colere*, welches so viel wie ›kultivieren‹ oder ›gestalten‹ bedeute und die Wahrnehmung der Kolonien als frei gestaltbare Territorien nachzeichnet.

7 | Die Alltagswelt und Imaginationen auch der Länder, die nicht als (große) Kolonialmächte gelten, sind tief geprägt von der kolonialistischen Begegnung. So gehören nicht nur Produkte wie Kartoffeln, Zucker und Kaffee zur alltäglichen Nahrung, sondern auch rassistische Bilderwelten.

von Kolonien bedeckt. Mehr als 600 Millionen Menschen, d.h. ungefähr zwei Fünftel der [damaligen] Weltbevölkerung, unterstünden kolonialer Herrschaft: 440 Millionen in Asien, 120 Millionen in Afrika, 60 Millionen in Ozeanien und 14 Millionen in Amerika.« (Osterhammel 2003: 29) Allerdings führt der Mitbegründer der britischen *Cultural Studies* Stuart Hall richtig aus, dass der Begriff der »Kolonisierung« wie auch der des »Postkolonialen« nicht nur auf die Quadratmeter okkupiertes Land, sondern vielmehr auf ein Kräftefeld verweisen, welches von Macht und Wissen regiert wird. Eine Unterscheidung in »Kolonisierung als einem Herrschafts-, Macht- und Ausbeutungssystem und Kolonisierung als einem Erkenntnis- und Repräsentationssystem« sei deswegen hinderlich und zurückzuweisen (Hall 2002: 237). Tatsächlich beruht der koloniale Diskurs essentiell auf einer Bedeutungsfixierung, die in der Konstruktion und Festsetzung der ausnahmslos Anderen zum Ausdruck kommt. Die gewaltvolle Repräsentation der Anderen als unverrückbar different war notwendiger Bestandteil der Konstruktion eines souveränen, überlegenen europäischen Selbst (siehe etwa Said 1978; Mignolo 2005).

Die moderne Kolonisierung beginnt bekanntermaßen 1492 mit der vom spanischen Königshaus finanzierten »Entdeckungsreise« des Genuesischen Schifffahrers Christoph Kolumbus (1451-1506).⁸ Es war dabei nicht allein die Gier nach Rohstoffen, die die Expeditionen motivierten und in der Folge eine europäische Kolonisierung in Gang setzte, welche von einer brutalen Plünderung der beherrschten Territorien, Genoziden⁹ und der schrittweisen Etablie-

8 | Im Bestreben, auf dem westlichen Seeweg von Europa nach Ostasien zu gelangen, stach Kolumbus am 3. August 1492 von den Kanarischen Inseln aus in See und erreichte am 12. Oktober 1492 die Karibischen Inseln, obschon er bekanntermaßen eigentlich Quin-sai (Hangzhou) erreichen wollte. Seinerzeit verstand man unter »*las Indias*« einen Raum, der Indien, aber auch Teile Chinas umfasste. Kolumbus glaubte, dieses Indien erreicht zu haben und gab den Einheimischen deswegen den Namen »Indios«. Nachdem er erst eine kleinere Insel ansteuerte, landete er schließlich auf einer der größten karibischen Inseln. Sie beheimatet heute die Staaten Haiti und die Dominikanische Republik. Kolumbus taufte die Insel »*Hispaniola*«. Sie gilt als die erste Kolonie des spanischen Königreichs (Kastilien und Aragon) in der so genannten »Neuen Welt«. Kolumbus wird ihr Gouverneur und Vizekönig (vgl. etwa die klassische historische Darstellung von Salvador de Madariaga 1947; siehe auch Elliott 2002).

9 | Massenmorde und -vergewaltigungen waren während der ersten Phase der Kolonisierung nichts Außergewöhnliches. Hinzu kommt, dass etwa die Hälfte der indigenen Bevölkerung Nord- und Südamerikas sowie der Karibik durch die Einfuhr von Viren und Bakterien (Blattern, Syphilis, Pest, Gelbfieber, Mundfäule etc.) aus Europa starb (vgl. etwa Galeano 2003: 63f.; auch Las Casas 1988 [1552]). Der Begriff des »Genozids« wurde erst im Jahre 1943 von dem polnischen Juristen Raphael Lemkin (1900-1959) im Zusammenhang mit dem Holocaust entworfen (siehe etwa Schaller/Zimmerer 2005).

rung eines Sklavenhandels¹⁰, der die Menschen als Arbeitskraftware exportierte, begleitet wurde (vgl. Thomas 2006), sondern auch die wissenschaftliche Neu-Gier (siehe insbesondere Said 1978). Der Prozess der Kolonisierung und die Motivation, sich in Übersee niederzulassen, sind heterogen – und nur langsam gewinnt die historische Forschung einen genaueren Einblick in das koloniale Geschehen. Der Jahrhunderte anhaltende Prozess der Kolonisierung verlief dabei keineswegs uniform. In den differenten Kontexten etablierten sich vielmehr sehr unterschiedliche koloniale Herrschaftssysteme. In einigen Ländern wurden bereits bei der ersten Landeinnahme Genozide begangen, während es in anderen Fällen erst nach Aufständen gegen die koloniale Unterdrückung zum Völkermord kam – in »Deutsch-Südwestafrika«, dem heutigen Namibia, etwa nach dem Herero-Aufstand von 1904, dem bekanntlich Zehntausende zum Opfer fielen (vgl. Zeller/Zimmerer 2003; Zimmerer 2010). Zwischen einigen Ländern hatten über Jahrzehnte Handelsbeziehungen bestanden, bevor Kolonialregierungen eingesetzt wurden, wie etwa im Fall der britischen *East India Company*, dem weltweit ersten transnationalen Konzern.¹¹

Allerdings ist der entsprechende deutsche Begriff »Völkermord« wesentlich älter. Er reicht bis in das 18. Jahrhundert zurück und taucht in den politischen Debatten um den europäischen Imperialismus im 19. Jahrhundert regelmäßig auf.

10 | Zur Legitimierung von Sklaverei diente unter anderem der Rassismuskurs, der in Form einer Rechtfertigungsideologie auftrat. Die Kolonisierten wurden rassifiziert, d.h. einer Rassenkonstruktion unterworfen, die sie als »minderwertig«, »primitiv« und »unzivilisiert« repräsentierte. Einer solchen »Logik« folgend war die Sklaverei nicht inhuman, handelte es sich bei den versklavten Menschen doch nicht um Menschen im eigentlichen Sinne (vgl. etwa Miles 1991: 38ff.).

11 | Die *East India Company* (Ostindische Handelsgesellschaft) wurde 1600 durch die englische Königin Elisabeth I. gegründet und besaß das ausschließliche Privileg, mit Indien und den östlich davon gelegenen Ländern Handel zu betreiben. Nach der Übertragung der Steuerhoheit 1765 hatte sie die faktische Herrschaft über Bengalen inne. Der Regierungskontrolle unterworfen, verlor sie immer mehr ihren Charakter als Handelsgesellschaft und auch ihr Ansehen und wurde nach und nach zur reinen Verwaltungsagentur der britischen Regierung. Nach dem indischen Aufstand von 1857 ging die Herrschaft über Indien ganz auf die englische Krone über, die schließlich in Indien einen Vizekönig einsetzte. Adam Smith (1723-1790), Begründer der klassischen Nationalökonomie, Edmund Burke (1729-1797), Staatsphilosoph und geistiger Vater des Konservatismus, wie auch Karl Marx (1818-1883) gehörten zu den vehementen Kritikern der *East India Company* – wenn auch aus unterschiedlichen Gründen. Smith beschrieb sie als eine der größten Feinde der freien Marktwirtschaft, Burke problematisierte das unethische und undemokratische Vorgehen und für Marx war sie lediglich Träger von Großbritanniens Geldherrschaft (vgl. Robins 2006: xi).